

Versuch über die Kreativität in der Liturgie¹

I

Ich gehe aus von der Unterscheidung werktäglicher und feiertäglicher Zeit und von werktäglichen, dem Gebrauch gewidmeten Sachen und Dingen — sowie Dingen und Sachen, in denen sich entweder das Feiertägliche ausdrückt, oder die zu feiertäglichem Gebrauch bestimmt sind.

Ich baue auf die konkreten Erfahrungen, die wir alle aktualisieren können, wenn an die Kleidung, das Essen, das Eßgeschirr und an die vielen anderen Dinge erinnert wird, die dem Sonntag oder der feierlichen Gelegenheit vorbehalten sind. Dabei läßt sich folgende Beobachtung machen: Je älter ein Gegenstand ist, d. h. je länger es für den Menschen kennzeichnend ist, daß dieser Gegenstand von ihm benutzt wird (und ihm damit näher steht), desto häufiger finden wir den Gegenstand in feiertäglicher und alltäglicher Ausführung vor; ob es sich um Gebäude, Kleidung, Hausgerät, Waffen, Schriftzeichen, Sprache, Gesang, Bewegung (man denke an den Tanz) oder sonst etwas handelt: Es gibt Prunkwaffen, Prachtschiffe, Prunkhäuser, Galakleidung usw.

Gegenstände, die in doppelter Ausführung nicht vorkommen, wie Kraftwerke, Kriegsmaschinen usw., können zu feierlichen Zwecken immerhin geschmückt werden; jedoch ist dieser Umstand für unsere Überlegungen unerheblich.

Interessanter ist es, die feiertägliche und alltägliche Ausführung desselben Gegenstandes miteinander zu vergleichen, weil dann das Feiertägliche nicht als Applikation auftritt. — Die alltägliche Ausführung eines Gegenstandes ist durch ihre Gebrauchsfunktion mitbestimmt. Meistens sind diese Funktionen nicht einheitlich, gelegentlich sogar widersprüchlicher Natur. Solch ein Gegenstand soll nicht nur bei der Gelegenheit, für die er geschaffen wurde, praktisch, nützlich und schön sein, sondern auch in der Pflege leicht, und beim Wegstellen problemlos. Ein großes Auto ist beispielsweise beim Fahren sehr bequem, jedoch beim Parken bisweilen lästig. Tassen können sehr schön und beim Trinken angenehm sein, beim Reinigen

hingegen empfindlich und überdies nur schwer zu stapeln. So kommt es dazu, daß fast alle werktäglichen Geräte in ihrer Form und Gestaltung mit Kompromissen ausgestattet sind, welche die unterschiedlichen Faktoren der spezifischen Brauchbarkeit sowie die der unspezifischen Pflege, des Verschleißes, der Kosten usw. miteinander zu vereinbaren suchen.

Die Gegenstände für den feiertäglichen Gebrauch sind dieselben wie für den alltäglichen Gebrauch; am Feiertag kommen keine anderen Gegenstände zum Vorschein als am Werktag. Für den Feiertag gibt es auch keinen anderen Gegenstandsbereich als für den Alltag. Dieselben Gegenstände werden verwandt, nur — und allerdings — in einer anderen Ausführung — und mit Bedeutung.

Radikal formuliert, sind die Gegenstände für den feiertäglichen Gebrauch unbrauchbarer als die für den werktäglichen Gebrauch. Ein überzeugendes Beispiel (und allen Eltern geläufig) ist die Sonntagskleidung der Kinder: Herausgeputzt zum sonntäglichen Spaziergang, sehen sich die Kinder unablässig ermahnt: tu dies nicht, laß das, paß doch auf! usw.

In den Möbeln der guten Stube darf man sich nicht räkeln, die Tischdecke ist kostbar und deswegen empfindlich, das Geschirr zerbrechlich, das Zeremoniell steifer, die Sprache gewählter — bis es dann heißt, „man gehe nun zum gemütlichen Teil über“; dann wird das Sagbare wieder sagbar, und die Menschen geben sich, wie sie sind.

Woher kommt diese aspekthafte Unbrauchbarkeit der Dinge für den feiertäglichen Gebrauch? — Sie liegt in der Kompromißlosigkeit. In der Sonntagskleidung für das Kind kommt kein Kompromiß zustande zwischen dem Bedürfnis der Eltern, über die Kleidung und den in dieser Gestalt verwahrten Eindruck mit dem Kind Staat zu machen, einerseits und dem Spiel- und Bewegungsbedürfnis des Kindes andererseits. Das Kind ist auf dieser Stufe seiner Entwicklung noch nicht bereit und fähig, über seine Ausdrucksgestalt in der Kleidung mit der Umwelt angemessen zu kommunizieren, außer in der Fehlform der Eitelkeit, wofür die Beliebtheit der Sonntagskleidung bei Kindern spricht. Denn sonntägliche Kleidung verlangt sonntägliches Verhalten, was eine Reflexion zur Voraussetzung hat, in der der Unterschied von Werktag und Feiertag erkannt wurde. Das Feiertägliche ist nicht das geschmückte Alltägliche (das wäre Eitelkeit); es ist eigenständig gegründet.

Die Kompromißlosigkeit bei der Gestaltung von Gegenständen des feiertäglichen Gebrauchs wird hauptsächlich von *einer* Tendenz her geleitet: den Gegenstand in möglichst vollkommener Weise *bildhaft* zur Erscheinung zu bringen, und zwar bei derjenigen Gelegenheit, für die er geschaffen wurde. In seinem Bild wird der Gegenstand nicht nur feierlich gestaltet, sondern er wird als dieser Gegenstand selbst gefeiert; seine funktionellen Unbrauchbarkeiten werden hingenommen, geradezu ignoriert; es ist sogar so: das Moment der bildhaften Präsentation des Wesens dieses Gegenstandes dominiert derart, daß die Verfügungsansprüche des Benutzers hinsichtlich der funktionellen Brauchbarkeit schwinden. Im Bild der Sache feiert der Mensch die Sache, d. h. er erkennt ihr Wesen, und er erkennt es an, ohne nach der Brauchbarkeit zu fragen.

Ein weiteres Moment kommt hinzu: In der Formulierung der bildhaften Gestalt eines Gegenstandes wird sein Wesen nicht nur dargestellt, sondern in seiner geschichtlichen Erscheinungsweise erst vorgestellt. In seinem Bild existiert der Gegenstand in der Form des Entwurfs und, je mehr er seinem Bilde und Wesen gleicht, im Stadium seiner Vollendung. In seinem Bild wird der Gegenstand unabhängig von seiner Benutzbarkeit auf sein Wesen hin thematisiert. Diese Entlastetheit von der Bezugnahme auf die Gebrauchsfunktionen macht jene Vollendetheit möglich, die nun ihrerseits nicht unnütz ist, sondern für die Gebrauchsausführung des Gegenstandes entscheidende Bedeutung insofern gewinnt, als die dort auszuhandelnden Kompromisse an der Feiertagsform immerhin orientiert werden. Zugleich wird damit geleistet, daß im geschichtlichen Wandel die Identität des Gegenstandes gewahrt bleibt.

Die Form folgt dem (geschichtlich auszulegenden) Wesen und nicht, wie oft behauptet wurde, der Funktion, es sei denn, man definiere das Wesen einer Sache durch die Funktion — eine in unserer Gegenwart nicht ungewöhnliche Auffassung, die sogar den Menschen nicht ausläßt.

Damit sind wir der Liturgie so nahe, daß wir sie beim Namen nennen können.

II

In der Zeitstruktur kommt der Mensch selbst in feiertäglicher wie in werktäglicher Form vor. Über die werktägliche Erscheinungsform brauchen wir nicht viel zu sagen; der Mensch ist nicht hundertprozentig „brauchbar“, wie jeder

weiß; manche seiner Unzulänglichkeiten und Fehlentwicklungen beruhen allerdings auch darauf, daß er sich nicht an jenen Formen orientiert, die seiner Feiertagsform entsprechen. Liturgie ist eine Veranstaltung, die dazu bestimmt ist, den Menschen zu bewegen, aus der Werktagserscheinung in die Festtagshaltung zu gelangen, wobei das, was Feiertagsform heißt und ist, als eine mehr oder weniger vorgegebene Größe und Qualität auftritt.

Indem der Mensch den Feiertag feiert, die Gegenstände zum feiertäglichen Gebrauch herrichtet und benutzt und sich selbst stimmig und schlüssig in den feiertäglichen Zusammenhang stellt, sieht er sich selbst in der Aktualisierung seines Wesens thematisiert; auf den Entwurf seiner Vollendung hin orientiert und z.T. mit ihm in Übereinstimmung gebracht. Auch dieses Ergebnis beruht auf der Entlastung von den Sorgen des Alltags, welche in Kompromissen und in Arrangements bewältigt werden müssen; die eigentlich nur deswegen hingenommen werden, um die Feste feiern zu können, weil in ihnen die eigentlichen und wesentlichen Aspekte und Momente der Welt und der Menschen thematisiert werden.

An Feiertagen geben sich die Menschen nicht, wie sie *sind*, sondern sie nähern sich einem Zustand und Verhalten, wie sie *sein sollen*. Liturgie wird in diesem Zusammenhang einmal eine Institution, welche in bezug auf das Feiern Organisationsfunktionen übernimmt, und außerdem wird die Liturgie zu einer Instanz, welche das Sollen durch Formvorgaben regelt. Die Menschen feiern gern, weil in der Formvorgabe die Erfüllung des Sollens relativ leicht fällt.

Die Liturgie ist keine theoretische Angelegenheit, welche große erkenntnishafte Bemühungen fordert; sie ist viel mehr eine Vollzugshandlung, in der man sich geben kann, wie man sein soll, und in den Äußerlichkeiten läßt sich sogar ohne großes Engagement eine Virtuosität erzeugen, welche ebenfalls Befriedigung gibt. (Auf die Probleme der Vollzugsformen und ihrer Vorgaben, die durch unterschiedliche Enkulturation der Feiernden entstehen, also die Probleme des Kindergottesdienstes, der liturgischen Feiern in Gemeinschaften mit heterogener Sozial- und Bildungsstruktur usw., gehe ich hier nicht ein.)

Die gegenwärtigen Schwierigkeiten, die wir mit der Liturgie haben, gründen in tiefgreifenden Ursachen, die in dem Bereich der Unterscheidung von Alltäglichem und Feiertäglichem liegen. Mit dem Aufkommen der Naturwissenschaften

und der damit möglichen Beherrschung der Welt, die gleichzeitig und immer mehr definiert wird durch das, was naturwissenschaftliche Methoden an ihr erkennen und ausformulieren können, wurde der Haltung des Menschen, welche sich in der Anerkennung des Bestehenden, in der Liebe und positiven Toleranz gegenüber dem anderen und gegenüber einem Übergeordneten ausdrückt, weitgehend der theoretische Boden entzogen, und dies zunächst mehr aus Vernachlässigung und weniger aus Bosheit. Das Moment der Anerkennung basiert *gegenwärtig* auf plausibler Einsicht in Gegebenheiten, die im Experiment verifiziert wurden. Was mit *wissenschaftlichen* Methoden weder einsichtig wird noch in den Beobachtungshorizont kommen kann, hat damit seine Anerkennungsfähigkeit verloren. Wir dürfen bei dieser Analyse nicht unsere eigenen Maßstäbe und Kriterien sowie die unserer Freunde nehmen; *wir* kennen die Dimension des Glaubens in unserer Erfahrung; wenn wir jedoch den Trend betrachten, der die Welt durchzieht, dann ist die *gegebene* Analyse im Prinzip richtig. Daß z. B. die Kunst für die gesellschaftliche Realität so belanglos geworden ist, ist ein deutliches Indiz. Ihre gesellschaftliche Inferiorität bewirkt im Westen ihre viel zu leichte Vermarktung, im Osten ihre ideologische Versklavung zur Agitation. — Der Trend zur Verwissenschaftlichung aller Lebensbereiche und der damit verbundenen (auch segensreichen) Fortschritte und Errungenschaften hat zu einer sträflichen Vernachlässigung aller jener Bereiche geführt, in denen die Realität außerhalb naturwissenschaftlicher Kategorien in Erscheinung tritt. Diese Bereiche sind in ihrer Entwicklung und in der Entwicklung ihrer Theorie zumindest zurückgeblieben in ihren Erfüllungen hinter den Ansprüchen, die durch die Weltbewältigungsmechanismen der naturwissenschaftlichen Methoden aufgestellt wurden. Stattdessen wurde, wie ich der Literatur (Eugen Walter — Echter Verlag) entnehme, ein Dualismus errichtet oder doch gepflegt, in dem Sakralität und Profanität geschieden und allenfalls in einer doppelten Moral miteinander vereinbar waren.

Nun bin auch ich für die strikte Unterscheidung von „Profan“ und „Sakral“, meine jedoch deren *Unterscheidung* und nicht deren *Trennung*. Im Dualismus erweist sich die Diskrepanz als ein Auseinanderfallen des Gegenstandes, indem die Nichtidentität zwischen Sakralem und Profanem in zwei *verschiedenen* Gegenständen ausgesprochen ist. Ich dagegen

meine, es geht bei der Unterscheidung um zwei eigenständige, unverwechselbare und unverzichtbare Aspekte *dasselben* Gegenstandes.

Die Schwierigkeiten, die die Liturgie und wir mit ihr haben, beruhen auf der dualistisch-interpretierten Diskrepanz in den Gegenständen selbst, die gegenständlich einmal dem Werktag, einmal dem Feiertag zugeordnet wurden. Diese Trennung machte es möglich, traditionelle Formen des Liturgievollzuges fortzuführen, ohne sich nach den Möglichkeiten und Nötigkeiten im profanen Bereich zu richten. Die verheerenden Folgen dieser Vernachlässigung finden wir jedoch nicht primär im sakralen Bereich; dort kommen sie als Sekundäreffekt vor; die Hauptlast der Verarmung hat der Profanbereich zu tragen, dem in der Abkapselung vom Sakralen das Verständnis dafür verloren ging, das Wesen einer Sache anzuerkennen und nach ihm zu suchen; ich spreche hier vor allem von der Ausdrucksform sowie der Welt der ästhetischen Formen, die, wie es scheint, ohne Maßstäbe lebt, wofür das Suchen nach immer neuen Formen in den vielfältigen Kunstrichtungen der Gegenwart spricht. Erst mit der Trennung von Sakralem und Profanem, wie sie hier gedeutet wurde, kam der Kitsch auf, und namentlich der religiöse Kitsch hat seine Ursachen und Schwächen darin, daß seine Gegenstände keinen Boden im profanen Bereich haben, also unreal sind. Der profane Bereich hat kaum noch Formbestände im Gegenstandsbereich, die sakral gedeutet und bedeutet werden könnten, wie dies m. E. zur Zeit der Bibel und im antiken Heidentum gegeben war. In dieser letzten Bemerkung habe ich die gegenwärtige Kunst als Faktor ausgelassen, und zwar deswegen, weil sie sich in dieser Hinsicht in einer ähnlich desolaten Situation wie die Liturgie befindet. Eine Liturgiereform gelingt nur innerhalb einer Gesamtreform unserer sozio-kulturellen Umwelt, indem der Sinn der Form wiederentdeckt und anerkannt wird; die Welt ist respektlos geworden.

III

Liturgie ist eine Institution, welche die Thematisierung des menschlichen Wesens durch den Menschen organisiert, und zugleich ist sie eine Instanz, die das Wesen des Menschen durch den Bruder und Gottessohn Jesus Christus in der Gemeinschaft mit ihm definiert. Die Liturgie ist eine Vollzugsbehandlung, in der das Wesen des Menschen — zweckfrei und entlastet von äußeren Zwängen — in der Form der Selbstdar-

stellung: als mit dem Sinngrund der Welt und dem Mitmenschen solidarisch, thematisiert wird. Liturgie ist durch Aktion gekennzeichnet: durch das Mitmachen bei ihrem Vollzug, ohne Kritik und ohne Vorbehalt.

(Natürlich ist Kritik gegenüber der Liturgie möglich und nötig; nur: der kritische Akt ist keine Liturgie! Kritik kommt überdies erst auf, wenn der Mitvollzug nur unter Vorbehalten möglich ist). — Auch die Entlastetheit von Reserven und Kritik an ihr gehört zur liturgischen Feier. Sie darf nicht anders sein, als daß man sich in ihr zur Selbstdarstellung gekommen sieht. Die Liturgie kann unter dem Gesichtspunkt der Produktion betrachtet werden. Die Liturgie besteht in ihrem Vollzug; Handlungen, in denen Liturgie zur Darstellung kommt, produzieren Liturgie. Die Liturgie ist nicht einfach da, sie muß gemacht werden und immer wieder gemacht werden. Unter dem Gesichtspunkt der Produktion ist die Liturgie selbst von der Kirche lange Zeit, wenn ich es recht sehe, betrachtet worden, und zwar als Produktion von Gnade — fast mit Warencharakter. Wie menschliche Produktion nie als eine Produktion aus dem Nichts verstanden worden ist, wurde die Gnade als eine Art Material aus dem von Christus angehäuften Gnadenschatz gewonnen, jedoch kann diese Art Gewinnungsprozeß durchaus als Produktionsgeschehen aufgefaßt werden; man denke doch nur an jene Festtage, an denen es den Priestern erlaubt war, drei Messen zu feiern.

Im Prozeß der Gnadenproduktion, wie wir es hier überspitzt vielleicht stehen lassen können, kommt jedoch eine bestimmte Komponente zum Vorschein, nämlich die des Zweckes und des Nutzens. Wengleich die Liturgie zweckfrei ist, sich also in ihrer Darstellung selbst genügt, so ist sie doch nicht nur ein Opfer der Menschen (das Opfer ist ohnehin Jesus Christus stellvertretend für alle), welches sie Gott darbringen, also etwas, was abgestoßen wird, sondern ebenfalls etwas, was für sie da ist.

Wenn wir die Liturgie als die Produktion von Liturgie auffassen, so ist unübersehbar, daß wir es zumindest teilweise mit einem Reproduktionsprozeß zu tun haben, bei dem der Prototyp auftraggemäß zum Gedächtnis Jesu Christi wiederholt wird. Für jede Produktion, die nach vorgegebenen Regeln und mit vorgegebenem Material verfährt, gilt, daß sie eigentlich Reproduktion ist. Für diese Art Produktion genügt es vollauf, die Regeln korrekt anzuwenden. Es bedarf nicht

einmal der Einsicht in die Zusammenhänge, welche den Erfolg bei der Anwendung der Regeln herstellen und sichern. (Die Bildreproduktion, wie wir sie im Bilderhandel kennen, ist streng genommen keine Reproduktion, sondern Imitation ohne Täuschungsabsicht. Der Bereich der Kopie geht von der Imitation bis zur Interpretation der Vorlage). Reproduktion, Imitation und Kopie haben jedoch eine Gemeinsamkeit: sie sind alle mehr oder weniger an ihrem Prototyp orientiert. Die Reproduktion richtet sich in allem ausschließlich nach dem Prototyp. Sie kennt außer ihm keinen Bezug. Sie macht den Prototyp in allem nach, im Unterschied zur Imitation, welche die Echtheit des Originals nicht erreichen kann oder will. Insofern besteht bei der Reproduktion zwischen dem Prototyp und seiner Reproduktion kein Unterschied. Auch in dieser Beschreibung treffen wir demnach auf ein außerordentlich steriles Moment, dessen Herausstellung das Begreifen erleichtert, warum liturgische Formen ein großes Beharrungsvermögen haben müssen. Die Möglichkeit ihrer mechanischen Reproduktion läßt die Liturgie leicht zu einem Mittel äußerlicher Befriedigung werden.

So richtet sich denn die Kritik an der Liturgie nicht gegen die Tatsache ihrer Produktion in Reproduktionsvorgängen, sondern gegen ihren Prototyp. Die Kritik am Prototyp stellt die Frage, ob in den Formen gegenwärtiger liturgischer Praxis die Thematisierung des Menschen auf den von Gott gewiesenen Entwurf hin geleistet wird und überhaupt gelingen kann. Das Dilemma bei dieser Kritik liegt in folgendem: Im Prinzip wird der Kern und die Form des Prototyps anerkannt, und zwar nicht nur aus dem Glauben heraus, der sich der Offenbarung verpflichtet weiß und ihre Erfüllung zu verantworten trachtet. Vielmehr werden die Formen, in denen sich Liturgie darstellt — also Lobpreis Gottes und seiner Schöpfung in Gebet und Gesang und Bild, die Solidarität mit Gott in der Gemeinschaft der Gemeinde und beim Mahl —, durchaus bejaht, und sie würden auch außerhalb der Liturgie bejaht werden, wenn sich im profanen, werktäglichen (und feiertäglichen) Bereich Formen auffinden ließen, die mit der liturgischen gegenständlich zu identifizieren wären. Die Formen, die wir in der säkularisierten profanen Welt bei der Mehrzahl der Menschen vorfinden, sind verzweckt und instrumentalisiert. Ich unterstelle eine fast restlose Unwirksamkeit der Kunst, wobei ich unter Kunst längst nicht alles begreife, was als solche ausgegeben wird, und ich unterstelle

weiter eine fast restlose Überschwemmung der Welt mit Kitsch und belanglosem Zeug. Die Musik ist verzweckt als bewußtseinsauslöschendes Stimulans im Sinne einer Droge, oder als sentimentales Verschleiern der Realität, oder als politische Agitation. Das Bild ist verzweckt als politisches oder ökonomisches Agitationsmittel in der Werbung und Propaganda, in seiner Vermarktung als Spekulations- und Prestige-Objekt oder als banales, jederzeit durch Gummibäume und ähnliches ersetzbares Dekorationsstück. Die Sprache ist verwildert; wir wissen, wie sie manipuliert wird, und von ihrer Informationsschwäche; wir glauben kein gedrucktes oder im Funk gesprochenes Wort und können uns doch kaum eine Nachricht oder Information entgehen lassen. Statt Gemeinschaft gilt das Team oder der Zweckverband; selbst eine kinderreiche Familie ist keine Großfamilie usw. Über das Mahl ließe sich ähnliches sagen. Die Grazie der Leibesbewegung wird im Leistungssport erstickt.

Im Bereich des Profanen kommen die Dinge nicht vor, die in der Liturgie ins Feierliche und Bedeutende gewendet werden könnten. Um es kraß zu sagen: die Jahrhunderte währende Vernachlässigung des Meßopfers als einer Mahlgemeinschaft hat mit zu jener Zerstörung des profanen Mahlgeschehens beigetragen, die es heute so schwer macht, die Beziehung zwischen der Eucharistie und der Lebenswirklichkeit zu stiften oder aufzufinden.

Im Sinne einer zweckhaften, nach außen gerichteten Produktion ist Liturgie unproduktiv. Sie produziert sich selbst in der wiederholten Reproduktion. Die Formen und das Material, mit deren Hilfe Liturgie produziert wird, sind doppelt vorgegeben: sie kommen aus der Welt; in der Liturgie erscheinen sie auf ihr Wesen und ihre Bedeutung hin akzentuiert; diese ihre Bedeutung ist vorgegeben und wird in der Liturgie nicht mehr erst geleistet. Die Liturgie läßt die Bedeutung einfach vollziehen, aber nicht reflektieren.

In der Liturgie gibt es nichts zu kritisieren oder zu verbessern; andernfalls verhält man sich nicht liturgisch. — Das heißt nun nicht, daß die Liturgie nicht verbesserungsbedürftig ist. Nur: die Aufstellung von Verbesserungen ist kein liturgischer Akt (welcher auf Vollzug gerichtet ist), sondern ein außerliturgischer Akt der Reflexion und der Arbeit.

Als Produkt tritt Liturgie doppelt auf: Als Ergebnis ihres Vollzugs und sodann als Ergebnis einer Bemühung um ihre Form und ihren Inhalt.

IV

Geht man von den Menschen und ihren subjektiven Möglichkeiten gegenüber der Liturgie aus, dann stellt die Selbstthematisierung des Menschen im Bild seiner Erlöstheit durch Jesus Christus im Vollzug der Liturgie eine Aufgabe dar, der man sich nicht durch die nur äußerliche Teilnahme entziehen kann. Es gibt nicht nur die Vorbehalte gegenüber der Liturgie, wie wir sie oben herausgestellt gesehen haben. Nehmen wir einmal an, die Liturgie und ihre Praxis wären völlig in Ordnung und über jede Kritik erhaben. Es würde sich dann immer noch die theoretische Möglichkeit ergeben, daß die Liturgie so etwas wie Vorbehalte gegenüber den sie vollziehenden Menschen vorzubringen hätte, d. h. es geht nicht nur darum, die Liturgie als den Bedürfnissen des Menschen angepaßt zu sehen, sondern gleichzeitig und vielleicht vorrangig darum, den Menschen zur Liturgiefeyer befähigt zu sehen. Der Mensch ist von Natur aus kein Feiertagswesen, sondern ein Schaffer und Arbeiter. Erst durch die Kultur — im liturgischen Bereich durch den Anruf Gottes — wird er zu einem Wesen, das feiern kann. Man kann auch sagen, die Kultur sei die Natur des Menschen, und damit ist gemeint, daß der Mensch etwas für seine Natur tun muß, daß sie sich nicht selbstverständlich ergibt.

Kult, Feier und Liturgie sind schon verschiedentlich unter dem Begriff des Spiels beschrieben worden. Grundzüge aller Beschreibungen von Spiel sind die Entlastetheit von äußeren Zwängen, Not und Sorge, die Selbstgenügsamkeit sowie das regelhafte Vorgehen beim Spielvollzug. Momente demnach, die wir ebenfalls erkannt haben an der äußeren Dimension der Liturgie. Das oftgenannte Moment des Scheins und des Scheinbaren im Sinne des Illusionären möchte ich nur bedingt gelten lassen.

Soweit ich sehe, wird die Regelmäßigkeit des Spiels von allen Spieltheorien betont und geradezu zur Grundlage der mathematischen Spieltheorien. Daß man sich an Regeln halten muß, ist für das Spiel unerläßlich. Dabei treten die Regeln als *vorgegebene* Regeln auf; die Spielregel bestimmt alles Regelhafte; es entsteht ein zwar endliches, jedoch sehr großes Repertoire an Möglichkeiten, welches vergessen läßt, daß das solchermaßen geregelte Spiel in sich starr und statisch ist.

In den meisten Spieltheorien wird das Risiko, zu gewinnen oder zu verlieren, zwar mehr oder weniger eingehend be-

handelt, jedoch nicht sonderlich ernst genommen. Es geht um Gewinn oder Verlust des Einsatzes. Was einer einsetzt, interessiert den Spieltheoretiker wenig. In der Liturgie, wenn sie ein Spiel ist, dürfte das anders sein; denn der Einsatz ist zu hoch, als daß man einen Verlust hinnehmen könnte.

Schon bei gewöhnlichen Gesellschaftsspielen ist zu beobachten, wie die Verlierer, wenn sie nicht schummeln wollen und damit zu Spielverderbern zu geraten drohen, eine Diskussion über die Spielregeln mit dem Ziel der Abänderung beginnen. Auch Gesetze und Verfassungen werden geändert, wenn die Menschen mit ihnen in Verlust geraten oder ans Verlieren kommen. Wo der Ernst des Lebens als Risiko ins Spiel kommt, genügt der statische Spielbegriff nicht, und so muß die Liturgie unter dem *dynamischen* Spielbegriff gesehen werden.

Im Unterschied zum statischen Spiel werden im dynamischen Spiel die Regeln nicht nur angewandt; vielmehr werden die Regeln in der gegebenen Situation befragt, ob sie für diese Spielkonstellation die besten sind, oder ob es nicht andere gäbe, die dieser Situation besser entsprächen. Der Sinn dieses Spieles besteht nicht darin, Regeln zu erfüllen, sondern Regeln zu finden. In dieses Spiel könnte nun ein großes Maß von Unkontrolliertheit hineinkommen, wenn es sich nicht wenigstens unter *einer* Regel stellen würde: die *neue* Spielregel darf nicht schlechter als die alte sein, d. h. sie muß in der betreffenden Situation das Ziel besser erreichen lassen. Die Reflexion ist nun eine doppelte: es werden sowohl die Situation als auch die Regeln in der Überlegung gewürdigt, während beim statischen Spiel die Regel respektiert wird und die Situation nur zum eigenen Vorteil, nicht aber für den Spielverlauf selbst gewürdigt zu werden braucht.

Was heißt nun in der Liturgie „Spielregel“ und „Spielregel-findung“? Wie wir früher gesagt haben, wird der Mensch in der Liturgie sich selbst auf den von Gott gewollten Entwurf hin thematisch im Vollzug bestimmter gemeinsamer Handlungen. In der auf Jesus zurückgehenden liturgischen Praxis der christlichen Urgemeinde ist der Qualitätsstandard vorgegeben, der innerhalb der Grundregel dynamischer Spiele, daß keine neue Regel schlechter sein darf als die alte, nicht mehr unterschritten werden darf.

Das Risiko, das bislang nur im Einsatz (außerhalb des Spiels) lag, wird in das Spiel hineingetragen. Alle Liturgien, die gewesen, die gegenwärtig praktizieren und die möglichen,

sind Spielregelsetzungen mit dem Ziel, den ursprünglichen Standard in einer bestimmten Situation zu halten bzw. ihm nahezukommen. Es handelt sich also bei Liturgien überhaupt um Entwürfe, den Menschen im Vollzug von Handlungen thematisch zu machen, und zwar bildhaft, vorbildhaft, was nur unter der Bedingung der Entlastung von Arbeit und Sorge möglich ist. Im liturgischen Spiel werden allenfalls die Möglichkeiten vorgestellt, Mensch im Alltag sein zu sollen. So bringt sich der Mensch als Alltagsmensch in die Liturgie ein und erfährt dort in der Weise der Liturgie sein Wesen, oder auch nicht — nämlich dann nicht, wenn zwischen seiner alltäglichen und seiner feiertäglichen Erscheinungsform keine Anknüpfungspunkte zur wenigstens teilweisen Identifikation bestehen, wofür die Ursachen auf beiden Seiten liegen können.

Wie kommt es zu Entwürfen für Liturgien? Wie kommt es zum liturgischen Vollzug des einzelnen in der Gemeinde?

Ausgangspunkte sind einerseits die konkrete Situation, die es zu feiern gilt, d. h. sie in ihrem Wesen zu erkennen und anzuerkennen, und andererseits der Anspruch, der sich aus der Evidenz eines Maßstabes für liturgische Feier ergibt — wie er vielleicht nur selten im Leben konkret erfahren wird.

Das Schlemmen in der Wahrheit, der Wirklichkeit und der Schönheit — vielleicht wird von der Liturgie auch zuviel erwartet. Aber auf diese Erfüllung ist die Sorge um die Liturgie ausgerichtet. In dieser Hinsicht wird Kreativität verlangt. Die Kreation und der kreative Akt kommen nicht von ungefähr.

Voraussetzung für kreative Akte ist das Bewußtsein einer Lücke oder Diskrepanz zwischen dem Vorgefundenen und dem erstrebten Ziel. Die dafür wichtigste Erkenntnis besteht darin, daß ein Akt oder eine Handlung nur von ihrem Ergebnis her im eigentlichen Sinne erst als kreativ bezeichnet werden kann.